

8. Geschlecht und physische Attraktivität

Monika Sieverding

Das niedrig gewachsene, schmalschultrige, breithüftige und kurzbeinige Geschlecht das schöne nennen, konnte nur der vom Geschlechtstrieb umnebelte männliche Intellekt: in diesem Triebe nämlich steckt seine ganze Schönheit (Schopenhauer, 1851, zit. nach Bönner, 1983, S. 32).

Wenn es auch immer Zweifler gab, wie Arthur Schopenhauer in seiner Abhandlung "Über die Weiber", ist die Unterscheidung zwischen Frauen als dem "schönen" und Männern als dem "starken" Geschlecht im Volksmund weit verbreitet. Auch bei der wissenschaftlichen Erforschung der physischen Attraktivität erweist sich das Geschlecht als einflußreichste Moderatorvariable.

Im folgenden Kapitel wird die Befundlage zur geschlechtsdifferenzierenden Bedeutung physischer Attraktivität dargestellt, wobei auch Hypothesen über Gründe für die Geschlechtsunterschiede vorgestellt und Anregungen zu weiterführenden Forschungsarbeiten gemacht werden. Frauen werden nach wie vor in einem weitaus stärkeren Maß über ihr Äußeres beurteilt als Männer, und zwar nicht nur im Prozeß der Partnerwahl (Abschnitt 8.1 und 8.2). Die Standards für die ideale weibliche Schönheit - jung, schlank, sexy - sind stärker kulturell normiert als die Standards für männliche Schönheit und für die einzelne Frau schwerer zu erreichen (Abschnitt 8.3), wobei der "doppelte Standard des Alterns" ältere Frauen besonders trifft. So sehen auch die "Konsequenzen" physischer Attraktivität für die Geschlechter unterschiedlich aus, was sich im Selbstkonzept und im Verhältnis zum eigenen Körper ausdrückt und bei Frauen nicht selten zu einer pathologischen Überanpassung an gesellschaftliche Schönheitsideale führt (Abschnitt 8.4). Inwieweit sich Maskulinität und Femininität im Selbstkonzept (im Sinne von Expressivität und Instrumentalität) als moderierende Variable erweist, wird abschließend analysiert (Abschnitt 8.5).

8.1 Geschlechtsunterschiede in der Bedeutung physischer Attraktivität bei Attraktion und Partnerwahl

Die Befundlage zu der geschlechtstypischen Bedeutung von physischer Attraktivität für Attraktion und Partnerwahl scheint eindeutig zu sein. In einer Reihe von Attraktionsstudien, die seit den 60er Jahren vor allem im englischsprachigen Raum durchgeführt wurden (vgl. Berscheid, Dion, Walster & Walster, 1971; Krebs & Adinolfi, 1975; Stroebe, Insko, Thompson & Layton, 1971; Vail & Staudt, 1950; Walster, Aronson, Abrahams & Rottman, 1966), zeigte sich, a) daß Männer mehr Wert auf das Aussehen ihrer (potentiellen) Partnerin legen als umgekehrt, b) daß Frauen sich dieser männlichen Erwartungen bewußt sind, und c) daß bei Frauen, nicht aber bei Männern die eigene physische Attraktivität mit der Häufigkeit von Verabredungen ("dates") assoziiert ist (vgl. Bierhoff & Grau, i. d. B.). Ein Zusammenhang zu traditionellen Geschlechtsrollenerwartungen wurde frühzeitig hergestellt, und einige Autoren nahmen an, daß mit zunehmender Veränderung der Geschlechtsrollen die unterschiedliche Bedeutung von physischer Attraktivität abnehmen würde: "What was true 20, or even 10 years ago, may no longer be true" (Bar-Tal & Saxe, 1976, p. 131).

Die Vermutung, daß die Geschlechtsunterschiede an Bedeutung verlieren würden, hat sich bisher nicht bewahrheitet. Trotz der veränderten Geschlechtsrollen, v.a. der veränderten gesellschaftlichen Rolle der Frau, scheint die physische Attraktivität bei der Evaluation von Frauen - vor allem im Prozeß der Partnerwahl - nach wie vor wichtiger zu sein als bei der Bewertung von Männern. Auch nach den Ergebnissen neuerer Studien legen Männer bei der Partnerwahl mehr Wert auf physische Attraktivität und Sex-Appeal als Frauen (vgl. dazu Peplau & Gordon, 1985; Smith, Waldorf & Trembath, 1990; Sprecher, 1989). Dies konnte auch in einer eigenen Untersuchung gezeigt werden (Sieverding, 1988). Mittels einer Eigenschaftsliste wurden junge akademisch vorgebildete Männer und Frauen (Durchschnittsalter 24 Jahre, zu 85 % Studenten und Studentinnen) nach ihrem Idealpartner befragt. Sämtliche Eigenschaften, die sich auf das (schöne) Aussehen des Partners bezogen, waren den Männern signifikant wichtiger als den Frauen. Sie legten deutlich mehr Wert darauf, daß ihre Partnerin hübsch, schön, chic, gutaussehend, attraktiv und ansehnlich ist. In einer Rangreihe der 25 wichtigsten Eigenschaften finden sich bei den männlichen Befragten 8, die sich auf die physische Attraktivität beziehen, bei den weiblichen Befragten jedoch nur 3. Beide Geschlechter stimmten aufgrund eigener Erfahrungen der Aussage zu, daß die Attraktivität einer

Frau stärker an ihrem Aussehen gemessen wird als die eines Mannes. Auch auf die Frage, welche Eigenschaften (des Partners / der Partnerin) für eine langfristige Beziehung als notwendig angesehen werden, zeigten sich die gleichen Geschlechtsunterschiede. Während für Frauen das Aussehen des Partners für das Gelingen einer Beziehung neben Persönlichkeitseigenschaften nur von untergeordneter Bedeutung zu sein scheint, halten Männer das schöne Aussehen der Partnerin für weiterhin wichtig.

Smith, Waldorf und Trembath (1990) analysierten Kontaktanzeigen in einem amerikanischen Single-Magazin. Die physische Attraktivität war das Merkmal, das am häufigsten von männlichen Inserenten gesucht wurde (57 %), weibliche Inserenten forderten dieses weitaus seltener von einem zukünftigen Partner (26 %). Ähnliche Ergebnisse erbrachte die Analyse kanadischer Kontaktanzeigen (Davis, 1990). Die Befundlage im deutschen Raum ist dagegen nicht einheitlich. Während Pfister und Voigt (1982) in ihrer Analyse von knapp 2000 Inseraten in 6 westdeutschen Zeitungen mit großer Verbreitung und unterschiedlichen Erscheinungsorten ebenfalls fanden, daß Männer eindeutig mehr Wert auf das Aussehen der Partnerin legten als Frauen (56 % vs. 36 %), konnte Hassebrauck (1990) nur in einer von drei süddeutschen Zeitungen Geschlechtsunterschiede in der Betonung des Aussehens feststellen. Ob diese Diskrepanz in den Befunden auf gravierende Veränderungen in den gegenseitigen Partnererwartungen zwischen den beiden Analysen (1976 bzw. 1985), auf unterschiedliche Auswertungskriterien oder auf Nichtvergleichbarkeit der ausgewerteten Zeitungen zurückzuführen ist, kann hier nicht beurteilt werden.¹

Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß auch in der ehemaligen DDR, in der ca. 90 % der Frauen im arbeitsfähigen Alter berufstätig waren und sich somit die gesellschaftliche Stellung der Frau deutlicher gewandelt hatte als in der ehemaligen Bundesrepublik Deutschland, sehr ähnliche Ergebnisse festgestellt wurden. Nach einer Analyse von Heiratsanzeigen interessierten sich auch DDR-Männer in erster Linie für das Aussehen ihrer Partnerin - vergleichsweise sogar noch mehr als westdeutsche Männer -, während Frauen bei der Partnersuche den Charaktereigenschaften Priorität einräumten (Pfister & Voigt, 1982). Buss (1989) untersuchte Ge-

¹ Es fällt jedenfalls auf, daß selbst in der liberalen "Zeit" nach wie vor sehr traditionelle Muster zu finden sind. Als typisch für männliche Wünsche kann folgende Anzeige angesehen werden: "Ich habe einen Traum ... von einer attraktiven, schlanken Frau, sportlich, erotisch, zärtlich und liebevoll" (Die Zeit, 1991, Nr. 51, S. 86). Und die Frauen gehen in ihren Selbstbeschreibungen auf die Wünsche der Männer ein: "Hübsche, blonde, schlanke, mädchenhafte Frau, sportlich, geschieden, ohne Anhang, ist auf der Suche nach dem Richtigen" (ebd.).

schlechtsunterschiede in den Partnerpräferenzen in einer kulturübergreifenden Studie (mit insgesamt mehr als 10000 Personen). Er fand heraus, daß in allen untersuchten 37 Ländern Männer mehr Wert auf das gute Aussehen einer Partnerin legten als Frauen.

Die meisten Untersuchungen beziehen sich entweder auf die Erwartungen und Vorstellungen bezüglich des Partners / der Partnerin oder auf die erste Begegnung mit einer Person des anderen Geschlechts. Vielfach wurde die Meinung vertreten, daß die physische Attraktivität besonders beim ersten Eindruck und zu Beginn der Beziehung gewissermaßen als Filter wirksam ist, jedoch im weiteren Prozeß der (Paar-) Beziehung an Bedeutung verliert. Dies entspricht der weithin vertretenen (moralischen) Meinung, daß ein äußeres und oberflächliches Merkmal keinen wesentlichen Einfluß auf die Qualität einer Paarbeziehung haben *sollte*. Die wenigen Studien, die Männer und Frauen zu einem Zeitpunkt nach dem ersten Kennenlernen befragten, zeigen jedoch, daß im weiteren Verlauf der Interaktion (bzw. der Partnerschaft) das Aussehen weiterhin wichtig bleibt. So fand Mathes (1975) in einer Kennenlernstudie mit Studentinnen und Studenten, daß die Bedeutung der physischen Attraktivität von der ersten bis zur fünften Verabredung - entgegen der Hypothese - nicht abnahm, sondern sogar zunahm (die Ergebnisse werden leider nicht getrennt für die Geschlechter dargestellt). Und Murstein und Christy (1976) stellten bei verheirateten Paaren einen Zusammenhang zwischen physischer Attraktivität und ehelicher Zufriedenheit fest, allerdings nur bei den Männern. Zusammen mit den Ergebnissen zweier anderer Studien bei vorehelichen Paaren (Murstein, 1972) werten die Autoren dies als Hinweis, daß vor allem für Männer die wahrgenommene physische Attraktivität der Partnerin einen Zusammenhang zu der Zufriedenheit mit der Partnerschaft zeigt. Die Ergebnisse einer Befragung an amerikanischen Ehepaaren scheinen diese Hypothese zu stützen. Attraktive Frauen berichteten von einem zufriedeneren Sexualleben und von treueren Partnern als weniger attraktive Frauen (Blumstein & Schwartz, 1983).

8.1.1 Warum müssen Frauen schöner sein? Verschiedene Erklärungsansätze

Bei dem Versuch, die Ursachen für die Geschlechtsunterschiede in der Bedeutung der physischen Attraktivität im Prozeß der Partnerwahl zu erklären, konkurrieren verschiedene Hypothesen. Lange Zeit dominierten sozio-

kulturelle Erklärungen. Zu nennen sind hier Prozesse der Geschlechtsstereotypisierung, die in engem Zusammenhang zur traditionellen Aufteilung der Geschlechtsrollen und dem sozialen Ungleichgewicht von Männern und Frauen stehen. In letzter Zeit sind daneben soziobiologische Erklärungen aktuell geworden, die auf einer evolutionären Theorie der Partnerwahl begründet sind.

Zum Frausein gehört Schönsein einfach dazu: Physische Attraktivität als Bestandteil des weiblichen Geschlechtsstereotyps

Bereits in den ersten systematischen Forschungsarbeiten zu Geschlechtsstereotypen unter amerikanischen Collegestudierenden fand die Arbeitsgruppe um Broverman und Rosenkrantz (Broverman, Vogel, Broverman, Clarkson & Rosenkrantz, 1972; Rosenkrantz, Vogel, Bee, Broverman & Broverman, 1968) neben Interessen, Persönlichkeitseigenschaften und Verhaltensweisen die Variable "Besorgtsein um das eigene Aussehen" als ein geschlechtsdifferenzierendes Attribut. Während die typische Frau als sehr besorgt um ihr Äußeres eingeschätzt wurde, galt es als typisch für einen Mann, sich nichts auf das eigene Aussehen einzubilden. In einer kürzlich durchgeführten kulturvergleichenden Studie zu Geschlechtsstereotypen fanden Williams und Best (1990), daß die Attribute, die sich auf die physische Attraktivität beziehen - "attraktiv" und "sexy" -, in den verschiedensten Kulturen eindeutig mit dem weiblichen Geschlecht assoziiert werden.

Deaux und Lewis (1984) untersuchten die Struktur von Geschlechtsstereotypen und fanden eine Reihe verschiedener Komponenten wie Persönlichkeitseigenschaften, physische Charakteristika, Rollenverhalten, ausgeübter Beruf und sexuelle Orientierung. Obwohl diese relativ unabhängig voneinander sind, wird - wenn nur Informationen über eine Komponente vorliegen - auf die anderen in konsistenter Weise geschlossen, denn "clusters of information are gathered together under the stereotype umbrella" (Deaux & Lewis, 1984, p. 1002). Deaux und Lewis fanden heraus, daß Informationen über physische Charakteristika (groß, stark, kräftig, breitschultrig versus leise Stimme, zart, zierlich) besonders starke Wirkung zeigen. Angaben über die äußere Erscheinung konnten nachfolgende Urteile über eine Person stärker beeinflussen als Angaben über die anderen Komponenten und über das Geschlecht dieser Person. Sie beschreiben physische Charakteristika als "the most potent source of stereotyping" (ebd., p. 1003) und wundern sich darüber, daß deren Einfluß auf Prozesse der Geschlechtsstereotypisierung bisher kaum erforscht worden ist. Freeman

(1987) konnte in einer Nachfolgestudie den starken Einfluß der physischen Attraktivität beim Prozeß der Stereotypisierung bestätigen. Er fand, daß unattraktive Frauen ein ungünstiges Image haben und als wenig "feminin" eingeschätzt werden. Geschlechtsstereotype können eine enorme Macht entwickeln und über Prozesse der Erwartungsbestätigung bzw. sich selbst erfüllender Prophezeiungen das Verhalten von Personen beeinflussen. Deaux und Major (1987) haben dazu kürzlich ein komplexes Interaktionsmodell vorgestellt.

Frauen verfügen nicht über genügend Ressourcen und müssen durch ihre Schönheit andere (fehlende) Qualitäten ausgleichen: Die Hypothese der sozialen Ungleichheit

Goffman (1952) bestimmte Attraktivität allgemein durch die Summe der sozialen Attribute, die ein Mensch besitzt, von denen die physische Attraktivität nur eine Komponente darstellt. An weiteren Qualitäten nannte er soziale Fähigkeiten, Intelligenz sowie die Verfügung über materielle Ressourcen wie Geld und Prestige. In einem System mit traditioneller Geschlechtsrollenaufteilung (Parsons & Bales, 1955) wird der Frau der innerfamiliäre Bereich, insbesondere die Hausarbeit und die Erziehung der Kinder zugewiesen. Die erfolgreiche Bewältigung dieser Aufgaben führt weder zu einem Erwerb von materiellen Ressourcen noch zu gesellschaftlicher Macht oder Prestige. Auch wenn die traditionellen Geschlechtsrollen in Bewegung geraten sind, hat sich die Situation der Frauen in den meisten Gesellschaften noch nicht soweit geändert, als daß sie in gleichem Maße wie Männer über gesellschaftlichen Einfluß und materielle Ressourcen verfügen könnten. Dieser Zustand der sozialen Ungleichheit wird als eine Hauptursache für die erhöhte Bedeutung des Äußeren bei Frauen genannt (Bar-Tal & Saxe, 1976; Hatfield & Sprecher, 1986).

Bei der Partnerwahl handelt es sich unter austauschtheoretischer Perspektive um eine "bargaining situation" (Stroebe et al., 1971), bei der beide Partner versuchen, ein möglichst "gutes Geschäft" zu machen, d.h. einen Partner zu finden mit möglichst vielen wünschenswerten Charakteristika. In einem System mit traditioneller Rollenaufteilung sind Frauen darauf angewiesen, über ihre Schönheit das Nichtvorhandensein anderer Qualitäten wie sozialen Status, materiellen Hintergrund oder einen anerkannten Beruf "auszugleichen". Dies trifft scheinbar vor allem für Frauen aus unteren sozialen Schichten zu. Die Status-Austausch-Hypothese behauptet, daß Männer im Prozeß der Partnerwahl ihren Status gegen die Attraktivität einer Frau austauschen (vgl. Sprecher, 1989). Ein Mann glaubt, ein gutes

"Geschäft" gemacht zu haben, wenn er eine attraktivere Partnerin geangelt hat und schlägt deshalb die Heirat vor. Tatsächlich werden hohe Korrelationen berichtet zwischen dem beruflichem Status des Mannes und der physischen Attraktivität seiner Frau (Bull & Rumsey, 1988). Der niedrigere Status der Frau führt dazu, daß sie ihren (Ehe-)Partner weniger nach äußeren Merkmalen aussuchen kann (Murstein & Christy, 1976). Männer, die eine attraktive Partnerin "besitzen", werden positiver bewertet als Männer mit einer unattraktiven Partnerin, während bei der Bewertung von Frauen die Attraktivität ihres Partners irrelevant ist (Bar-Tal & Saxe, 1976; Sigall & Landy, 1973).

Die Schönheit der Frauen ist ein Signal für ihre Reproduktionsfähigkeit: Soziobiologische Erklärungen

Nach der evolutionären Theorie wird die Partnerwahl ("sexual selection") durch Mechanismen der reproduktiven Investition beeinflusst (Buss, 1989; Buss & Barnes, 1986; Symons, 1979). Männer versuchen, ihre genetische Fitness dadurch zu verstärken, daß sie so viele fruchtbare Frauen wie möglich schwängern. Da die Fruchtbarkeit einer Frau in weitaus stärkerem Maße als beim Mann von ihrem Alter abhängig ist, legen Männer bei der Partnersuche mehr Wert auf äußere Merkmale, die mit sexueller Potenz und Reproduktionsfähigkeit assoziiert sind. Physische Attraktivität und Jugend gelten als wesentliche Hinweise auf die Gesundheit und Reproduktionsfähigkeit einer Frau. Frauen dagegen müssen ihren Partner sorgfältiger aussuchen, weil sie das Produkt der sexuellen Begegnung austragen und aufziehen müssen. Der Wert eines Mannes als potentieller Partner ist weniger von altersabhängiger Fruchtbarkeit beeinflusst und wird vielmehr bestimmt über die externen Ressourcen, die er bieten kann; dementsprechend legen Frauen bei der Partnerwahl mehr Wert auf nichtsexuelle Merkmale wie Status oder Einkommen, die den Nachkommen Schutz und Sicherheit bieten können.

Als einer der ersten hat Arthur Schopenhauer diese These vertreten:

Mit den Mädchen hat es die Natur auf das, was man, im dramaturgischen Sinne, einen Knalleffekt nennt, abgesehen, indem sie dieselben, auf wenige Jahre, mit überreichlicher Schönheit, Reiz und Fülle ausstattete, auf Kosten ihrer ganzen übrigen Lebenszeit; damit sie nämlich, während jener Jahre, der Phantasie eines Mannes sich in dem Maße bemächtigen könnten, daß er hingerissen wird, die Sorge für sie auf Zeit Lebens, in irgend einer Form, ehrlich zu übernehmen; zu welchem Schritte ihn zu vermögen, die bloße vernünftige Überlegung keine hinlänglich sichere Bürgschaft zu geben schien. Sonach hat die Natur das Weib, eben wie jedes andere ihrer Geschöpfe, mit den Waffen und Werk-

zeugen ausgerüstet, deren es zur Sicherung seines Daseins bedarf ...
(Schopenhauer, 1851, zit. nach Bönner, 1983, S. 28).

Die kulturübergreifende Studie von Buss (1989), in der gezeigt werden konnte, daß in allen untersuchten Kulturen Männer mehr Wert auf die physische Attraktivität einer Partnerin legten und sich ausdrücklich eine jüngere Partnerin wünschten, umgekehrt Frauen mehr Wert auf Verdienstpotalential und Tüchtigkeit beim Mann legten, gilt vielen als ein schlagkräftiger Beleg für die Richtigkeit der evolutionären Theorie zur Erklärung der Geschlechtsunterschiede bei Partnerwahlpräferenzen. Andererseits sind die Thesen der Soziobiologie nicht unumstritten; ihr wurde unter anderem ein biologistisches Menschenbild vorgeworfen, in dem kulturbedingte und lernabhängige Eigenarten des Sozialverhaltens zu wenig berücksichtigt sind (vgl. Schmidt & Maaß, 1989 sowie verschiedene Kommentare in Buss, 1989). Buss (1989) verweist jedoch darauf, daß evolutionäre Erklärungsmodelle die Bedeutsamkeit kultureller Faktoren nicht negieren.

Buss und Barnes (1986) entwickelten einige testbare Vorhersagen, um die Bedeutung der Hypothese der sozialen Ungleichheit und die Hypothese der reproduktiven Investition zu überprüfen. Wenn die Hypothese der sozialen Ungleichheit von Männern und Frauen zutrifft,

- müßten die Geschlechtsunterschiede in den Partnerwahlpräferenzen mit zunehmender Gleichverteilung der Macht zwischen den Geschlechtern abnehmen,
- müßten solche Frauen, die selbst über Macht und monetäre Ressourcen verfügen, weniger Wert auf solche Merkmale bei einem Partner legen,
- müßten Männer und Frauen, die nicht eine traditionelle Geschlechtsrollensozialisation durchgemacht haben, weniger Geschlechtsunterschiede in den Partnerwahlpräferenzen zeigen als solche Personen mit einer traditionellen Geschlechtsrollensozialisation,
- müßten kulturelle Variationen sich in einer größeren Vielfalt von bevorzugten Partnercharakteristika niederschlagen.

Wenn hingegen die Hypothese der reproduktiven Investition zutrifft,

- müßten Standards weiblicher Schönheit mit dem Alter der höchsten Fruchtbarkeit von Frauen korrespondieren,
- müßte die Korrelation zwischen Alter und Standards physischer Attraktivität für Männer bedeutend geringer sein,

- müßten Männer solche Frauen bevorzugen, die sich in einem Alter höchster Fruchtbarkeit befinden,
- müßten die Hinweise für weibliche Schönheit mit Gesundheit korreliert sein,
- müßten Frauen, die einen gutverdienenden Mann gefunden haben, mehr und erfolgreicher Nachkommenschaft "produzieren" als Frauen, die nicht einen solchen Partner gefunden haben (Buss & Barnes, 1986).

Es lassen sich ohne weiteres bereits einzelne Fakten nennen, die mehr die eine oder die andere Hypothese unterstützen. Zukünftige Forschungsarbeiten können anhand dieser "Vorhersagen" möglicherweise weiteren Aufschluß bringen.

8.1.2 Sind die Geschlechtsunterschiede lediglich Artefakte?

Von verschiedener Seite wird die Möglichkeit diskutiert, daß Frauen aus Gründen sozialer Erwünschtheit weniger als Männer zugeben (können), daß sie ebenfalls auf die physische Attraktivität eines Partners Wert legen (vgl. Bar-Tal & Saxe, 1976; Brehm, 1985; Feingold, 1990; Sprecher, 1989). Umgekehrt könnte es auf Männer einen stärkeren gesellschaftlichen Druck geben, sich mit einer schönen Frau zu "schmücken". Produzieren Männer und Frauen (vor allem in Einstellungsbefragungen) lediglich gängige Geschlechtsstereotype, und handelt es sich bei den bisher berichteten Ergebnissen möglicherweise nur um Pseudo-Geschlechtsunterschiede?

Brehm (1985) vermutet, daß die Geschlechtsunterschiede vielleicht doch nicht so groß sind. Möglicherweise *überschätzen* Männer die Bedeutung des schönen Aussehens für ihre Attraktion zu einer Frau (vor allem, wenn sie sich eine Partnerin nur vorstellen sollen), Frauen könnten die Bedeutung, die sie der physischen Attraktivität eines Partners beimessen, eher *unterschätzen*. Sie führt in diesem Zusammenhang einige Untersuchungen an (v.a. Feldstudien und experimentelle Studien), in denen keine oder nur geringe Geschlechtsunterschiede in der Bedeutsamkeit der physischen Attraktivität gefunden werden konnten. Sprecher (1989) fand in Überprüfung dieser Hypothese eine Diskrepanz zwischen tatsächlichem Effekt und wahrgenommenem Effekt des Äußeren auf die Attraktion zu einem (hypothetischen) Partner. Die tatsächliche Attraktion zu einer bis dahin unbekanntenen Person war bei Männern *und* Frauen in erster Linie von der physischen Attraktivität dieser Person abhängig. Wurden die Probanden anschließend

befragt, welche Faktoren bei ihrer Bewertung die wichtigsten waren, fand sie jedoch wieder die üblichen Geschlechtsunterschiede. Frauen gaben an, daß sie mehr Wert auf Persönlichkeit, Expressivität und Verdienstpotalential gelegt hätten, während Männer die größte Bedeutung bei der physischen Attraktivität sahen. Sprecher vermutet, daß Menschen nicht immer genau wissen, warum sie einen anderen Menschen mögen. Werden sie über ihre Motive befragt, greifen sie auf implizite Kausaltheorien zurück, die nach wie vor von traditionellen kulturellen Stereotypen beeinflusst werden. In ähnlicher Weise argumentiert Feingold (1990). Einstellungsfragebögen und die Analyse von Heiratsanzeigen geben Hinweise darauf, was Leute *denken*, was sie an einem (Liebes-) Partner suchen. Es stellt sich jedoch die Frage, inwieweit die immer wieder gefundenen Geschlechtsunterschiede auf der kognitiven Ebene auch auf der Verhaltensebene gültig sind.

Feingold führte für fünf verschiedene Forschungsparadigmen Meta-Analysen durch, um die Generalisierbarkeit von Geschlechtsunterschieden bewerten zu können:

a) Partnerwahl-Fragebögen

Hier zeigt sich ein eindeutiges Ergebnis: in 27 von 28 Studien legten Männer mehr Wert auf gutes Aussehen der gewünschten Partnerin als Frauen. Der Geschlechtsunterschied war in einigen Studien größer als in anderen, insgesamt zeigt sich ein mittelgroßer Effekt ($d = .54$).

b) Inhaltsanalysen von Heiratsanzeigen

In allen sechs berücksichtigten Studien fand sich der gleiche Geschlechtsunterschied: Männer wünschten sich häufiger als Frauen explizit eine Partnerin, die gut aussehen sollte ($d = .47$).

c) Korrelationen zwischen physischer Attraktivität und (selbstberichteter) Popularität beim anderen Geschlecht

Feingold unterscheidet *romantische Beliebtheit* (romantic popularity), operationalisiert u.a. über Zahl der Verabredungen, Zahl der Liebespartner, und *platonische Beliebtheit* (platonic popularity), operationalisiert über die Zahl der gegengeschlechtlichen Freunde. Die mittlere Korrelation zwischen physischer Attraktivität und romantischer Beliebtheit war für Frauen signifikant größer als für Männer ($r = .41$ vs. $r = .27$), bei der platonischen Beliebtheit war es jedoch umgekehrt ($r = .30$ für die Männer und $r = .12$ für die Frauen).

d) Korrelationen zwischen physischer Attraktivität und Attraktion in dyadischer Interaktion (Blind-Date Paradigma)

Hier wurde unterschieden nach (von unabhängigen Ratern) fremdeingeschätzter und partnereingeschätzter physischer Attraktivität. Besonders groß ist die Korrelation zwischen der subjektiven Wahrnehmung, wie schön eine Person ihren Partner findet und der Attraktion zu diesem Partner. Die mittlere Korrelation für die (beurteilten) Frauen lag zwar höher als für die Männer ($r = .73$ vs. $r = .69$), die Effektgröße des Geschlechtsunterschiedes ist jedoch sehr klein.

e) Attraktion zu einer gegengeschlechtlichen fremden (Schein-) Person ("bogus stranger liking"): das 2 x 2 x 2 Paradigma (Geschlecht-Attraktivität-Ähnlichkeit)

Die Meta-Analyse von drei Experimenten, die dieses Design benutzten, zeigt, daß die physische Attraktivität einer fremden Person eindeutig die Attraktion zu dieser Person beeinflusst. Wenn Frauen männliche "Fremde" beurteilen sollen, ist der Effekt mittelhoch bis hoch ($d = .61$), wenn Männer weibliche "Fremde" beurteilen sollen, ist der Effekt sehr groß ($d = 1.23$).

Feingold faßt die Ergebnisse folgendermaßen zusammen: Die weitverbreitete Überzeugung, daß Männer (im Prozeß der Attraktion und Partnerwahl) mehr Wert auf die physische Attraktivität legen als Frauen, wird durch Ergebnisse aus allen fünf Forschungsparadigmen unterstützt. Die Effektgrößen des Geschlechtsunterschiedes waren jedoch deutlich größer in den Studien, die selbstberichtete Partnerpräferenzen erforschten (Fragebögen und Heiratsanzeigen) und kleiner in Studien, die Verhaltensaspekte enthielten (dyadische Interaktion, Attraktivität-Popularität, bogus-stranger liking).

8.2 Geschlechtsunterschiede in anderen Lebensbereichen

Die größten Geschlechtsunterschiede hinsichtlich der Bedeutung physischer Attraktivität sind zweifellos im Bereich Attraktion und Partnerwahl zu finden. Doch auch in anderen Lebensbereichen konnten einige geschlechtsdifferenzierende Effekte nachgewiesen werden. Wenn es einen Unterschied gibt, dann regelmäßig in der gleichen Richtung wie bei Attraktion und Partnerwahl: Frauen werden mehr über ihr Aussehen beurteilt als Männer.

Dies äußert sich beispielsweise in der allgemeinen Beurteilung der beiden Geschlechter. So stand bei den Vorstellungen von männlichen College-

studenten über eine perfekte Frau das schöne Aussehen an erster Stelle ("My idea of a perfect woman ... is beautiful", Macbrayer, 1960, p. 312). Bei den 10 wichtigsten Vorstellungen der Frauen über den "perfekten Mann" tauchte das Aussehen dagegen nicht auf. In einer neueren Umfrage befragte v. Carnap (1986) insgesamt 1091 Schülerinnen und Schüler zwischen 10 und 19 Jahren, was ihnen als erstes zu den Begriffen "Frau" bzw. "Mann" einfiel. Zu "Frau" wurde am häufigsten (von Jungen wie Mädchen) Schönheit assoziiert, zu "Mann" am häufigsten Stärke. Bei der Entscheidung, wie gern man mit einer anderen Person zusammenarbeiten würde, legen Männer mehr Wert auf deren physische Attraktivität als Frauen (Stroebe et al., 1971). Bei der Beurteilung schriftlicher Leistungen spielt das Aussehen des Verfassers vor allem dann eine Rolle, wenn männliche Versuchspersonen die Leistungen von Frauen beurteilen sollen (vgl. Mikula & Stroebe, 1991).

Bar-Tal und Saxe (1976) zitieren einige Untersuchungen, in denen deutlich wird, daß das Stereotyp "Was schön ist, ist auch gut" für das weibliche Geschlecht in einem stärkeren Maß gilt als für das männliche Geschlecht. Vaughn und Langlois (1983) fanden, daß der soziometrische Status von Mädchen in einem stärkeren Maß von ihrem Äußeren bestimmt wird als der von Jungen. Unattraktiven Jungen und Männern wird eher die Möglichkeit gegeben, ihr fehlendes schönes Aussehen über andere Qualitäten zu kompensieren als unattraktiven Mädchen und Frauen (Miller, 1970). Zu dem gleichen Ergebnis kommen Franzoi, Kessenich und Sugrue (1989) nach einem Literaturüberblick: das Fehlen eines ansehnlichen Äußeren kann auch für Männer Nachteile mit sich bringen, für Frauen sind die Konsequenzen jedoch bedeutend gravierender. Der Körper und das Aussehen einer Frau spielen eine wichtige Rolle bei der Definition ihres allgemeinen gesellschaftlichen Status, ihres sozialen Wertes, während der Wert eines Mannes sich mehr nach seiner beruflichen Leistung bemißt.

8.3 Standards weiblicher und männlicher Schönheit

Wenn Frauen und Männer sich gegenseitig hinsichtlich ihrer physischen Attraktivität beurteilen, orientieren sie sich an unterschiedlichen Aspekten. Männer scheinen bei der Bewertung des weiblichen Körpers mehr Wert auf Körperteile und -funktionen zu legen, die direkt mit der Sexualität assoziiert sind, Frauen achten bei der Beurteilung des männlichen Körpers mehr auf physische Vitalität und Kondition (Franzoi & Herzog, 1987). Bei den

Anforderungen an den Mann findet sich als kardinale Komponente immer wieder die Größe sowie obere Körperstärke ("upper body strength", Franzoi & Herzog, 1987)! Ein Mann muß groß, vor allem größer als seine Partnerin sein (Berscheid & Walster, 1974). Von einer Frau wird erwartet, daß sie ein attraktives Gesicht und eine wohlproportionierte, schlanke Figur hat. Bei der Frau stellt das Gewicht einen Schlüsselaspekt der physischen Attraktivität dar (Franzoi & Herzog, 1987). Lerner, Karabenick und Stuart (1973) fanden bei Collegestudierenden folgende Geschlechtsunterschiede: Männer wie Frauen stimmten überein, daß die Form der Beine ("shape of legs"), die Hüften ("hips") sowie die Oberschenkel ("thighs") bei Frauen wichtiger sind als bei Männern. Dagegen sind Größe ("height") und Breite der Schultern "width of shoulders" bei den Männern wichtiger. Ausreichend große Brüste und eine schmale Taille sind weitere "Cues" bei der Beurteilung der weiblichen Attraktivität (Davies & Furnham, 1986). Die geschlechtstypischen Schönheitsideale bezüglich des Körperbaus wurden beim Mann als V, bei der Frau als *Eieruhr* symbolisiert (Franzoi & Herzog, 1987).

Henss (1987) beschreibt das Attraktivitätsurteil als Zusammensetzung einer stereotypen sowie einer individuellen Komponente. Nach den Ergebnissen seiner Untersuchung ist der Anteil des individuellen Geschmacks bei der Einschätzung männlicher Stimuluspersonen sehr hoch, während die Bewertung des Aussehens von Frauen erheblich stärker kulturell normiert und damit stereotyper ist. Schmerl (1984) fand in ihrer Analyse des Frauenbildes in den Medien, daß in den letzten Jahren vor allem in der Werbung das Bild der "attraktiven Superfrau" eine "inflationäre Ausbreitung" gefunden hat. Nur schöne, schlanke und makellose Frauen haben einen Kurswert, hier werden "absolute Standards für das normierte Äußere von Frauen" gesetzt (ebd., S. 109). Gleichzeitig ist das Aussehen einer Frau weit häufiger Gegenstand öffentlicher Be- oder Verurteilung als das Aussehen eines Mannes² (Franzoi et al., 1989); dementsprechend nehmen Frauen einen ungleich größeren Druck wahr, schön zu sein, als Männer - und zwar unabhängig davon, was sie sonst noch sind oder können (Cohn, Adler, Irwin, Millstein, Kegeles & Stone, 1987; Fallon & Rozin, 1985). So bewahrt

² Diese Tendenz ist beispielsweise daran zu erkennen, daß auch das Aussehen von Frauen, die in nichttraditionellen weiblichen Positionen und Berufen tätig sind (z.B. Politikerinnen oder Wissenschaftlerinnen) regelmäßig Anlaß zu (männlichen) Kommentaren ist (s. z.B. "Der Tagesspiegel" vom 19. Januar 1992: "Sie ist Deutschlands jüngste Ministerin - und nach Ansicht einer Boulevardzeitung auch die *schönste* ..." (S. 4), oder "Der Spiegel" vom 13. Januar 1992: "(Name), *attraktive* Bürgermeisterin von München ..." (S. 194). Vergleichbare Äußerungen zu einem Politiker oder Wissenschaftler würden geradezu absurd erscheinen.

auch Erfolg im Beruf Frauen nicht davor, zusätzlich noch schön sein zu müssen (Striegel-Moore, Silberstein & Rodin, 1986).

8.3.1 Von der Eieruhr zur Röhre ...

Über den Wandel des weiblichen Schönheitsideals

Im Verlauf der Geschichte gab es vor allem im Verständnis weiblicher Schönheit starke Schwankungen entsprechend den ästhetischen Standards der jeweiligen Epoche. Nicht nur die Rubensfrauen bestachen durch ihre massigen Körper, noch in den 50er Jahren galt in der Mehrzahl der von Ford und Beach (1952) erforschten Gesellschaften die weibliche Körperfülle als Zeichen von Sinnlichkeit und Attraktivität. In den 50er und 60er Jahren dominierte die "Busenmanie" (Mazur, 1986), und eine kurvenreiche Figur (füllige Brust, schmale Taille, füllige Hüften) galt als besonders attraktiv. Seit Ende der 60er Jahren jedoch hat in den westlichen Industrienationen die weibliche Idealfigur deutlich abgespeckt, und es setzte sich das Postulat einer Schlankheit durch, die Garner, Garfinkel, Schwartz und Thompson (1980) als "knochig" und "mager" ("angular" und "lean") bezeichnet haben (repräsentiert beispielsweise durch das magere englische Fotomodell "Twiggy", das Anfang der 70er Jahre Maßstäbe setzte). Garner und Mitarbeiter untersuchten die Veränderungen der weiblichen Idealfigur anhand der Maße der Playmates in der Zeitschrift Playboy über einen Zeitraum von 20 Jahren (1959 - 1978). Sie fanden, daß das durchschnittliche Gewicht (in Relation zu Alter und Größe) über den Zeitraum signifikant abnahm. Die Maße für die Brüste und die Hüften nahmen im Durchschnitt ebenfalls ab, die Taillen wurden etwas breiter. Gleichzeitig wurden die Frauen, die für die Ausklapposter ausgewählt wurden, immer größer. Für die Gewinnerinnen des Miß-America-Wettbewerbes konnten über denselben Zeitraum die gleichen Effekte (v.a. die Abnahme des Gewichts) nachgewiesen werden (vgl. auch Mazur, 1986). Die Veränderung des idealen Standards in Richtung einer röhrenförmigen Figur ist vor allem deshalb bemerkenswert, als im gleichen Zeitraum die durchschnittliche amerikanische Frau unter 30 Jahren an Gewicht zunahm, d.h., es entwickelte sich eine zunehmende Diskrepanz zwischen der idealisierten weiblichen Figur und der realen Figur der amerikanischen Durchschnittsfrau. Daß im selben Zeitraum die Zahl von Diätartikeln in amerikanischen Frauenzeitschriften dramatisch anstieg, wurde in der gleichen Untersuchung festgestellt - ein erster Hinweis darauf, daß das propagierte Idealgewicht für die Mehrzahl der Frauen wohl

nicht ohne Probleme zu erreichen war. Die Auswertung von Kontaktanzeigen in einem amerikanischen Single-Magazin zeigt, daß das Schlankheitsideal von vielen Männern geteilt wird. Jeder dritte Mann wünschte sich ausdrücklich eine schlanke Partnerin: "Single white male looking for thin, very attractive ..." (Smith, Waldorf & Trembath, 1990), dagegen wurde von weiblichen Inserenten nur in 2 % der Fälle das Gewicht des gewünschten Partners erwähnt.

Die Gründe für die zunehmende Verdünnung des weiblichen Schönheitsideals liegen weitgehend im Dunkeln. Zusammenhänge zu einer veränderten Rolle der Frau, zur Studenten- und Frauenbewegung, zum Aufkommen der Popmusik, zur sexuellen Revolution und zum neuen Image der emanzipierten Frau werden vermutet (Mazur, 1986). Auch Kleidungsvorschriften, vom aktuellen modischen Trend diktiert, spielen eine wichtige Rolle bei der Definition des jeweiligen Schönheitsideals insbesondere hinsichtlich der idealen Figur (Mazur, 1986). Bis zum letzten Jahrhundert war der untere Körper von Frauen meist mit weiten Röcken vollkommen bedeckt, während der Oberkörper, vor allem das Dekolleté, die Brüste und die Taille besonders durch die Kleidung betont wurden. Da somit die Beine und die Hüften verdeckt und keine Vergleichsmöglichkeiten von Frau zu Frau gegeben waren, fielen die idealen Standards für diese Körperteile weniger eindeutig aus. Im Laufe dieses Jahrhunderts - vor allem seit den 60er Jahren - ist jedoch der untere Körperteil der Frau immer wichtiger geworden: in kürzeren Röcken und langen wie kurzen Hosen sind Form der Hüften und Beine deutlich zu erkennen. Schmale Hüften und lange Beine sind zunehmend sexuell besetzt worden (man denke beispielsweise an die herausragende Rolle, die Marlene Dietrichs Beine in dem Film 'Der blaue Engel' spielen). "Meine Traumfrau ist groß, schlank, zart ... Sie hat einen geschmeidigen Körper, endlose Beine, lange blonde Haare, strahlend blaue Augen ..." (Gunter Sachs, zit. in Schmerl, 1984, S. 60).³

8.3.2 Der doppelte Standard des Alterns

Physische Attraktivität ist bei Frauen stärker mit Jugendlichkeit assoziiert als bei Männern (s. Abschnitt 8.1.1), ein Phänomen, das als "der doppelte

³ Dem zur Zeit (1992) aktuellen Modetrend, mit der Wiederentdeckung des Minirocks und der Einführung von enganliegenden Stretchkleidern und -hosen ("Leggins"), können beispielsweise nur die oben genannten Röhrenfrauen entsprechen, ohne sich lächerlich zu machen.

Standard des Alterns" bezeichnet wurde (Sontag, 1979). Die empirische Überprüfung eines solchen doppelten Standards erfolgte überwiegend anhand von Forschungsparadigmen, in denen Fotos von Männern und Frauen bezüglich Alter und Attraktivität eingeschätzt werden sollten. Sowohl das Alter der Stimuluspersonen als auch das Alter der Urteiler wurde variiert. Henss (1987) fand in einer Untersuchung mit studentischen Beurteilern eine Interaktion zwischen Geschlecht und Alter der Stimulusperson. Bei jungen Stimuluspersonen (um die 20 Jahre) wurden die Frauen attraktiver eingeschätzt als die Männer, bei älteren Stimuluspersonen (über 60 Jahre) kehrte sich diese Relation um und die Männer erhielten die höheren Attraktivitätswerte. Das Fehlen der Eigenschaft "Jungein" wirkt sich bei Frauen als ein starkes Manko aus: "Möglicherweise wird bei Frauen 'Jungein' als ein wesentlicher Aspekt der physischen Attraktivität angesehen; in diesem Falle sollte es sich bei der Bewertung alter Frauen negativ auswirken, daß sie dieses Merkmal nicht mehr aufweisen" (Henss, 1987, S. 129). In weiteren Experimenten ließ Henss (1991) Fotos von männlichen und weiblichen Stimuluspersonen (Mitte 20 bis Ende 60 Jahre) von Probanden unterschiedlicher Altersgruppen bezüglich Alter und Attraktivität einschätzen. Bei den weiblichen Fotografien ergab sich ein hochsignifikanter negativer Zusammenhang zwischen der Altersschätzung und der Attraktivitätsschätzung (die Korrelationen reichten von $r = -.71$ bis $r = -.83$, am höchsten waren sie bei den männlichen Beurteilern), bei den männlichen Fotografien gab es keinen diesbezüglichen Zusammenhang. Dieser Befund entspricht den Ergebnissen einer vergleichbaren Untersuchung von Mathes, Brennan, Haugen und Rice (1985), konnte in einem zweiten Experiment jedoch nur teilweise repliziert werden. Es fand sich zwar wiederum ein negativer Zusammenhang zwischen Einschätzung von Alter und Attraktivität bei den weiblichen Fotos, aber auch ein (mittlerer) negativer Zusammenhang bei den männlichen Fotos. Es gibt wohl auch bei der Beurteilung von Männern einen Zusammenhang zwischen Alter und Attraktivität, der jedoch weniger stark ausgeprägt ist als bei Frauen.⁴ Deutsch, Zalenski und Clark (1986) berichten ähnliche Ergebnisse. Die Attraktivität für Frauen und Männer nimmt mit zunehmendem Alter ab - vor allem in der Einschätzung junger Beurteiler -, der Abfall ist jedoch bei den Frauen größer.

⁴ Die Zusammensetzung des Stimulusmaterials - vor allem hinsichtlich der Variable Attraktivität - entscheidet maßgeblich darüber, wie die einzelnen Zusammenhänge ausfallen. Daß im ersten Experiment überhaupt kein Zusammenhang zu finden war, hing mit zwei "Ausreißern" im Stimulusmaterial zusammen, wie eine nachträgliche Analyse zeigen konnte (ein alter Mann, der als sehr attraktiv eingeschätzt wurde sowie ein sehr unattraktiver junger Mann).

Die soziale Situation, in der die Einschätzung stattfindet, scheint eine wichtige Moderatorvariable zu sein. Fotografien männlicher und weiblicher Stimuluspersonen mittleren Alters (35 - 55 Jahre) und mittlerer Attraktivität sollten entweder allein oder in einer Gruppe beurteilt werden (Berman, O'Nan & Floyd, 1981). Bei den individuell abgegebenen Urteilen wurden die Frauen von männlichen und weiblichen Urteilern als attraktiver eingeschätzt, jedoch kehrten die Effekte sich um, wenn die Urteile öffentlich in einer Gruppe abgegeben werden sollten. Am schlechtesten wurde die Attraktivität der weiblichen Stimuluspersonen von den Mitgliedern solcher Gruppen beurteilt, die ausschließlich aus Männern bestanden. Möglicherweise gehört es zu einer bestimmten Männlichkeitsideologie, Frauen - zumindest in einer männlichen Öffentlichkeit - abzuwerten, ein Phänomen, das sich unter anderem in Männerwitzen (Palmore, 1971) und sexistischen Kommentaren äußert. Berman et al. vermuten, daß chauvinistische Normen und traditionelles männliches Gebahren eher in einer rein männlichen Gruppe auftreten und daß die männlichen Beurteiler ihr eigenes Selbstwertgefühl steigern können, indem sie Frauen abwerten.

Der doppelte Standard des Alterns entsteht auf Grund zweier Mechanismen: Zum einen werden Männer durchweg weniger über ihr Äußeres definiert als Frauen; zum anderen bietet die Gesellschaft mehr Vielfalt bei der Definition männlicher Attraktivität im Alter an (z. B. ein "distinguiertes" Aussehen), während das Schönheitsideal für Frauen eng an die Forderung nach Jugend geknüpft zu sein scheint (Rodin, Silberstein & Striegel-Moore, 1985). Dies zeigt sich deutlich an der unterschiedlichen Repräsentanz von Frauen und Männern in den Medien. Ob in der Werbung, in Kinofilmen oder im Nachrichtenstudio: Frauen sind in genormter Weise jung, schlank und schön, Männer dagegen dürfen Falten und ein "interessantes" Gesicht zeigen. Ältere, durchschnittlich aussehende Frauen kommen - bis auf wenige Ausnahmen - in den Medien nicht vor (Schmerl, 1984).⁵

Einhergehend mit diesem doppelten Standard wurde eine sexuelle Disqualifizierung älterer Frauen festgestellt (Sontag, 1979; Deutsch, Zalenski & Clark, 1986). Mit zunehmendem Alter gilt eine Frau als weniger sexuell

⁵ Weibliche Pendanten zu den Schauspielern Marlon Brando oder Gerard Depardieu, die trotz Älter- und Dickwerdens kaum an Popularität verlieren, sucht man bisher vergebens. Älter werdende Schauspielerinnen können sich nur dann in der Zuschauergunst halten, wenn sie beispielsweise wie Jane Fonda ein Fitnessstudio leiten, auf jeden Fall nach wie vor über ein attraktives Gesicht und "die" Idealfigur verfügen. Nicht wenige Schauspielerinnen schrecken dann auch vor Schönheitsoperationen (s. Abschn. 8.4.4) nicht zurück - ein krasses Beispiel ist die amerikanische Schauspielerin Cher -, um die ewige Jugend zu erhalten.

attraktiv; eine ältere Frau, die ihre sexuellen Bedürfnisse zeigt, gilt geradezu als anstößig (Moss, 1970). Unter fehlenden Möglichkeiten, ihre sexuellen Bedürfnisse ausleben zu können, leiden dementsprechend besonders ältere Frauen, die keinen Partner (mehr) haben (Verwoerd, Pfeiffer & Wang, 1969). Die Wiederheiratsquote nach Scheidung oder Tod des Partners liegt bei Männern über 65 Jahre ca. 6 x höher als bei gleichaltrigen Frauen. Wenn ältere und alte Männer wieder heiraten, dann tendieren sie eher zu jüngeren Frauen. Ältere alleinstehende Frauen haben nur noch geringe Chancen, einen passenden Lebenspartner zu finden. Schon ab 35 Jahren gelten Frauen auf dem "Heiratsmarkt" als schwer vermittelbar; Frauen über diesem Alter können die Chance, eine Antwort auf eine Heiratsanzeige zu bekommen, erhöhen, indem sie ihr Alter verschweigen (Pfister & Voigt, 1982). Bei Überschreiten des 50. Lebensjahres gehen die Chancen, einen neuen Partner zu finden, gegen Null (Berghaus, 1985).

8.4 Geschlechtstypische Konsequenzen von physischer Attraktivität

8.4.1 Geschlechtsunterschiede in der Bedeutung der physischen Attraktivität für Selbstkonzept und Selbstwertgefühl

Die größere Bedeutung der physischen Attraktivität für das Selbstkonzept und Selbstwertgefühl, ja sogar für die *Identität* von Frauen wurde unter anderem von Erikson proklamiert: "I think that much of a young woman's identity is already defined in her kind of attractiveness and in the selective nature of her search for the man (or men) by whom she wishes to be sought" (Erikson, 1968, p. 283). Ähnliches behauptet Mrazek (1984): "Der Körper gehört bei den Frauen zu den 'Fundamenten der Identität', bei Männern nicht."

Lerner, Karabenick und Stuart (1973) fanden einen positiven Zusammenhang zwischen der Zufriedenheit mit dem eigenen Körper und dem Selbstwertgefühl bei Männern und Frauen. Der Zusammenhang war zwar bei den Frauen eindeutiger ($r = .43$ vs. $r = .33$), der Unterschied zwischen den Korrelationen war jedoch nicht signifikant. Bei Studentinnen korrelierte die (fremdeingeschätzte) physische Attraktivität positiv mit Glück ("happiness") und Selbstwertgefühl sowie negativ mit Neurotizismus, bei Studenten waren die entsprechenden Korrelationen nicht signifikant

(Mathes & Kahn, 1975). Mathes und Kahn vermuteten, daß physische Attraktivität für Frauen einen wichtigeren "Input" bedeuten würde als für Männer.

Insgesamt sind die Befunde zum Einfluß der physischen Attraktivität auf das Selbstkonzept jedoch nicht einheitlich. Der Zusammenhang zwischen *selbsteingeschätzter* Attraktivität und Selbstkonzeptvariablen zeigte sich bei Frauen stärker ausgeprägt (Lerner & Karabenick, 1974), bei *fremdeingeschätzter* Attraktivität fand sich dagegen kein Unterschied zwischen Männern und Frauen (vgl. Adams, 1977). Wenn ein Zusammenhang zwischen physischer Attraktivität und Selbstwertgefühl besteht, ist eine Wechselwirkung wahrscheinlich. In einer neueren Studie konnten Gurman und Balban (1990) zeigen, daß Personen mit einem hohen Selbstwertgefühl ihre physische Attraktivität eher überschätzen, während Personen mit einem niedrigeren Selbstwertgefühl eher eine akkurate Wahrnehmung ihres Äußeren zeigen, die Überschätzung der eigenen Schönheit war bei den männlichen Probanden größer als bei den weiblichen. Berscheid und Walster (1974) vermuteten bereits, daß Zusammenhänge zu globalen Selbstkonzeptmaßen weniger eindeutig sind und schlugen vor, spezifische Komponenten des Selbstkonzeptes zu untersuchen. Im folgenden soll deshalb die Bedeutung der physischen Attraktivität für das Körper(selbst-)konzept von Männern und Frauen ausführlicher dargestellt werden.

8.4.2 Unterschiede zwischen Männern und Frauen in ihrem Verhältnis zum eigenen Körper

Mehrfach nachgewiesen wurde eine größere Sensibilität und Aufmerksamkeit für den eigenen Körper bei Frauen und damit einhergehend eine bewußtere Wahrnehmung von positiven wie negativen körperlichen Veränderungen (Mrazek, 1984; Miller, Murphy & Buss, 1981; Strauß & Appelt, 1986). Franzoi et al. (1989) ließen über einen Zeitraum von zwei Tagen in regelmäßigen Abständen die aktuellen Gefühle und Gedanken zum eigenen Körper protokollieren. In diesem Setting waren keine Geschlechtsunterschiede in der generellen Körpereaufmerksamkeit zu finden (möglicherweise waren durch die Instruktion die Männer aufmerksamer als sie es normalerweise wären), allerdings waren die Gefühle von Frauen zu ihrem Körper häufiger negativ.

Während Männer im allgemeinen zu einer globalen Beurteilung ihres Körpers neigen, bewerten Frauen ihren Körper eher Stück für Stück nach Körperteilen und -funktionen (Franzoi & Shields, 1984; Franzoi et al., 1989). Die Dimensionen der Beurteilung sind bei Männern und Frauen verschieden: Frauen beurteilen ihren Körper eher nach sexueller Attraktivität und Gewicht, für Männer spielt in erster Linie die Leistungsfähigkeit des Körpers eine Rolle. Dementsprechend konstruierten Franzoi und Shields (1984) für ihre Körper-Bewertungs-Skala (Body Esteem Scale BES) eine männliche und eine weibliche Fassung: Für Frauen sind die primären Dimensionen sexuelle Attraktivität, Sorge um das Gewicht und physische Kondition, für Männer physische (Un-)Geschicklichkeit (Franzoi & Herzog, 1987), obere Körperstärke und physische Kondition.

In einer nichtrepräsentativen Befragung von 3300 Psychologie-Heute-LeserInnen, in der das Verhältnis zum eigenen Körper erfaßt werden sollte, wurden neben Ähnlichkeiten auch einige Geschlechtsunterschiede entdeckt (Mrazek, 1984). Ähnlichkeiten: Männer wie Frauen gaben insgesamt eine sehr positive Einstellung zu ihrem Körper an. Sie empfanden ihn als angenehm, gesund, zuverlässig und normal, als leistungsfähig, belastbar und aktiv, als gepflegt, gut aussehend und schlank. Geschlechtsunterschiede: Männer stuften ihren Körper als größer, belastbarer und leistungsfähiger ein, Frauen stuften ihren Körper als gepflegter ein. Frauen zeigten mehr Bewußtsein und Aufmerksamkeit für ihren Körper als Männer. Mehr Frauen als Männer äußerten aktuelle Probleme mit ihrem Körper (56 % vs. 46 %), wobei Gewichtsprobleme mit Abstand an erster Stelle standen, Frauen waren häufiger unzufrieden mit ihrer Figur. Männer dagegen gaben an, mehr auf ihre Fitneß zu achten und trieben etwas häufiger Sport als Frauen. Obwohl Frauen häufiger (positive wie negative) Veränderungen und Probleme mit ihrem Körper registrierten, bewerteten sie ihn insgesamt trotzdem noch positiver als Männer. Mrazek führt dies auf eine unterschiedliche Bedeutsamkeit des Körpers für die Identität zurück. Danach definieren Männer sich "häufiger über Leistungen im intellektuellen Bereich und beruflichen Erfolg und haben zum Körper ein eher instrumentelles Verhältnis, während Frauen sich relativ stärker über ihren Körper, vor allem ihr Aussehen, definieren, beziehungsweise von den Mitmenschen definiert werden" (Mrazek, 1984, S. 53). Die geschlechtsdifferenzierende Wichtigkeit des Aussehens konnte in der Untersuchung ebenfalls festgestellt werden. Frauen achteten weit mehr auf ihr Äußeres als Männer und legten deutlich mehr Wert auf Körperpflege, Kosmetik und Hygiene, trugen mehr modische Kleidung und Schmuck. Nach Mrazek pflegen die Frauen eine "innigere Verbindung zu ihrem Körper: der Körper trägt nicht ihr

Selbst wie bei den Männern, sondern er ist zentraler Bestandteil des Selbst" (ebd., S. 58).

Bongers (1986) interviewte Männer zu ihrem Körperselbstbild und fand ebenfalls überwiegend ein instrumentelles Verhältnis: "Er ist einfach da und ich benutz ihn, na ja und?" (Bongers, 1986, S. 138); "Mein Körper ist halt mein Mitarbeiter, ein Mittel zum Zweck" (ebd., S. 139). Die meisten Männer gaben an, sich keine besonderen Gedanken um ihren Körper zu machen: "Ich akzeptiere ihn, aber ich achte nicht besonders auf meinen Körper" (ebd., S. 139). Wenn sie Probleme mit ihrem Körper äußerten, dann weniger, weil sie ihn nicht schön genug fanden, sondern eher deshalb, weil er nicht genug "leistet", sie sind unzufrieden damit, "daß der Körper zu schnell an seine Grenzen stößt" (ebd., S. 140). Mehr als die Hälfte der interviewten Männer sahen ihren Körper geradezu als Gegner an. "Seinen eigenen Körper liebevoll anzunehmen, ja ihn nur dauernd zu empfinden oder ihm Aufmerksamkeit zu schenken, gilt wohl als unmännlich" (ebd., S. 140). Einige Männer distanziierten sich explizit von Eitelkeit und Schönheitsidealen: "In den Spiegel guck ich nur zweckmäßig rein" (ebd., S. 144). Bongers entdeckte auch Widersprüche, die durch die Identifikation mit einer Männlichkeitsideologie verstärkt werden: "für ihr Selbstgefühl ist es wichtig, wie ihr Körper wirkt, aber bewußt pflegen und schön machen dürfen sie sich nicht" (ebd., S. 144). Möglicherweise versteckt sich dahinter die Angst, als homosexuell angesehen zu werden. Wie Deaux und Lewis (1984) herausgefunden haben, steigt die Wahrscheinlichkeit, daß ein Mann für homosexuell gehalten wird, wenn er feminine Züge besitzt. Ein Mann beispielsweise, als emotional, verständnisvoll und freundlich beschrieben, wurde in ihrer Untersuchung mit einer Wahrscheinlichkeit von 40 % als homosexuell eingeschätzt! Es wäre zu überprüfen, ob ein Mann, der sich offensichtlich um sein schönes Äußeres bemüht, ebenfalls mit höherer Wahrscheinlichkeit als homosexuell eingestuft wird. Es gehört wohl eher zur traditionellen männlichen Rolle, sich mit dem weiblichen als mit dem eigenen Körper zu beschäftigen. Lerner et al. zitieren in diesem Zusammenhang das Cliché: "a woman is as old as she looks, while a man is old when he stops looking" (1973, p. 128).

8.4.3 Unterschiedliche Zufriedenheit mit dem eigenen Aussehen und dem eigenen Körper

In den meisten Untersuchungen berichten Frauen eine größere Unzufriedenheit mit ihrem Aussehen und ihrem Körper als Männer. Es sieht so aus, als ob im allgemeinen Jungen und Männer weniger streng in der Beurteilung ihres eigenen Körpers sind als Mädchen und Frauen. Männer überschätzen eher ihre eigene physische Attraktivität, während Frauen eine realistischere Selbsteinschätzung aufweisen (Downs, 1990). Ausnahmen sind die Arbeiten von Secord und Jourard (1953) sowie Strauß und Appelt (1986), die keine wesentlichen Geschlechtsunterschiede in der Zufriedenheit mit dem Körper finden konnten. Möglicherweise variiert das Ausmaß der Zufriedenheit in Abhängigkeit von der Art und Weise der Messung. So stieß beispielsweise Mrazek (1984) auf den scheinbaren Widerspruch, daß Frauen zwar mehr Probleme mit ihrem Körper angaben, trotzdem insgesamt ihren Körper positiver sahen als Männer. Er interpretierte diesen Befund so, daß es möglicherweise zwei Körperkonzepte gibt, ein relativ überdauerndes sowie ein aktuelles, wobei in das letztere eher momentane Unzufriedenheiten und Probleme eingehen, während das erstere möglicherweise eher eine generelle Akzeptanz oder Ablehnung des eigenen Körpers widerspiegelt.

In einer Interviewstudie mit Kindern der 3. bis 12. Schulklasse fanden Simmons und Rosenberg (1975), daß in allen Altersstufen Mädchen mehr über ihr Aussehen verunsichert ("disturbed") waren als Jungen. Vagt, Engelstädter, Schröder und Veltrup (1985) befragten 15jährige Schülerinnen und Schüler. Mädchen waren durchschnittlich weniger zufrieden mit ihrem Aussehen, gleichzeitig war für sie das eigene Wohlbefinden stärker mit ihrem Aussehen assoziiert, und sie unternahmen größere Anstrengungen, attraktiv auszusehen als Jungen. Die Arbeitsgruppe um Marsh (1989) erhob bei über 12 000 Kindern und jungen Erwachsenen (von ca. 7 bis Anfang 20 Jahren) verschiedene Facetten des Selbstkonzeptes. Die männlichen Befragten in allen drei Altersgruppen waren mit ihrer körperlichen Leistungsfähigkeit ("physical abilities") und mit ihrer physischen Attraktivität ("physical appearance") zufriedener als die weiblichen Befragten. Bezüglich der physischen Attraktivität gab es eine interessante signifikante Wechselwirkung zwischen Alter und Geschlecht: in der jüngsten Altersgruppe (2. Schulklasse) halten sich noch die Mädchen für attraktiver, in der dritten und vierten Klasse sind die Einschätzungen von Jungen und Mädchen ungefähr gleich, erst ab der 5. Klasse (Beginn der Pubertät?) sind dann die

Jungen zufriedener mit ihrem Äußeren, wobei die Differenz zwischen den Einschätzungen bis zur 9. Klasse immer größer wird. Erst bei den Befragten über 21 Jahren verringert sich diese Differenz wieder etwas, aber auch in dieser Altersgruppe erreichen Frauen nicht das gleiche Ausmaß der Zufriedenheit mit ihrem Äußeren wie die Männer.

Obwohl Geschlechtsunterschiede im Körperselbstbewußtsein schon in der Kindheit beobachtet werden (Vaughan, Stabler & Clance, 1981), scheint sich die Unzufriedenheit mit dem eigenen Aussehen und der eigenen Figur bei den Mädchen um die Zeit der Pubertät zu intensivieren. Die Unzufriedenheit mit verschiedenen Körpermaßen, die stereotyperweise mit weiblicher sexueller Attraktivität assoziiert sind (Brust, Taille, Hüften) nahm in einer Querschnittstudie an vier Altersgruppen (von 12 bis 18 Jahren) mit dem Alter zu (Davies & Furnham, 1986). Vor allem die Zufriedenheit mit den Hüften nimmt dramatisch ab: von den 18jährigen Mädchen ist nur ungefähr jedes 3. (38 %) mit seinen Hüften zufrieden. Die gewachsene Unzufriedenheit mit dem Körper im Alter von 18 Jahren wird von den Autoren als eine Internalisierung der gesellschaftlichen Ideale weiblicher Schönheit und Attraktivität interpretiert. Mit fortschreitender Pubertät wächst bei vielen Mädchen die Unzufriedenheit mit ihrer Figur; ihre weibliche Idealfigur bleibt dünn, während bei den gleichaltrigen Jungen mit zunehmender Körpermasse auch ihr männliches Idealbild schwerer wird (Cohn et al., 1987). Im Vergleich zu den Schülerinnen erweist sich die ideale Figur (anhand derselben Vorlage erfaßt) von Collegestudentinnen als *noch* dünner ($M = 2.8$ vs. 3.5 , Fallon & Rozin, 1985), während die Selbsteinschätzung in beiden Altersgruppen ungefähr gleich ausfällt. Bei männlichen Collegestudenten fanden sich dagegen keine Diskrepanzen zwischen eigener Figur, idealer Figur und der Figur, die nach ihrer Einschätzung für Frauen am attraktivsten ist (Fallon & Rozin, 1985). Die zunehmende Unzufriedenheit mit dem eigenen Körper bei Frauen scheint somit weniger mit einer Veränderung des eigenen Körpers, sondern eher mit einer Veränderung des Idealbildes hin auf eine immer dünnere Figur - nämlich die in den Medien dominierende "Röhrenfigur" (s. Abschn. 8.3.1) - zusammenzuhängen. (Pubertierende) Mädchen sind extrem besorgt, welchen Eindruck sie auf andere machen, und sie bewerten sich selbst und ihre Körper durch die Augen der anderen (Rosenberg & Simmons, 1975). Dabei entwickeln viele Frauen einen Bias und überschätzen noch die kulturellen Erwartungen (v. a. des anderen Geschlechts) bezüglich der erwünschten Dünne von Frauen.

8.4.4 Überanpassung an Schönheitsideale

Bei dem Versuch, sich an die gängigen Schönheitsideale anzupassen, gab und gibt es gerade bei Frauen immer eine nicht unbedeutende Minorität, die zu einer Überanpassung neigt. Mazur (1986) nennt als Beispiele solcher Überanpassungen die Hysterie am Anfang dieses Jahrhunderts, die er als eine Übertreibung eines zerbrechlichen weiblichen Ideals interpretiert, die Busenmanie der 50er und 60er Jahre, als Frauen sich um die Größe ihrer Brüste sorgten und diese häufig künstlich vergrößern ließen, sowie die Eßstörungen (insbesondere Anorexie und Bulimie) heutzutage. Zu ergänzen wäre der in den letzten Jahrzehnten zunehmende Trend, das eigene Äußere durch chirurgische Eingriffe in sogenannten "Schönheitsoperationen" zu verändern. Auf die beiden letztgenannten Phänomene - Eßstörungen und Schönheitschirurgie - soll im folgenden beispielhaft eingegangen werden.

Der hohe gesellschaftliche Wert, der Attraktivität und Schlankheit beigemessen wird, macht Übergewicht vor allem für Frauen zu einem negativen Stigma. So ist es kein Wunder, daß eine überwältigende Zahl von Frauen sich zu dick fühlt (unabhängig von ihrem aktuellen Gewicht) und sich in wiederholten Diäten quält. Die Diskrepanz zwischen tatsächlichem Gewicht und angestrebtem Gewicht gilt bei Frauen geradezu schon als normal: Rodin und Mitarbeiterinnen sprechen vom "normative discontent" (Rodin, Silberstein & Striegel-Moore, 1985). Aber nicht nur das: Der in den letzten Jahrzehnten gestiegene soziokulturelle Druck auf Frauen, schlank zu sein, wurde als ein entscheidender Risikofaktor diagnostiziert, (mit-) verantwortlich für die zunehmende Inzidenz der typisch weiblichen Eßstörungen Anorexie und Bulimie (der Anteil von Frauen liegt bei ca. 90 %, vgl. Striegel-Moore, Silberstein & Rodin, 1986). Frauen, die das moderne Attraktivitätsideal und die gesellschaftliche Ideologie internalisiert haben - "what is fat is bad, what is thin is beautiful, and what is beautiful is good" (Striegel-Moore et al., 1986, p. 247), scheinen besonders gefährdet zu sein, Eßstörungen zu entwickeln. In einem Vergleich von Bulimikerinnen mit einer Kontrollgruppe zeigte sich, daß Bulimikerinnen mehr dem gängigen Frauenideal, d.h. attraktiven und dünnen Frauen ähneln wollten (Habermas, 1990). Der weibliche Körper ist naturgemäß auf einen recht hohen Fettanteil angelegt; fällt der prozentuale Anteil von Körperfett unter ein bestimmtes Level ab, geraten die weiblichen Hormone durcheinander und die monatliche Menstruation bleibt aus. "The no-fat ideal reflects an 'unnatural' standard for many women" (Striegel-Moore et al., 1986, p. 257). Garner et al. (1980) verweisen auf die Ironie, daß die gegenwärtigen Symbole weibli-

cher sexueller Attraktivität ein Streben nach einem Gewicht verstärken, das geradezu in biologischem Gegensatz zu normaler reproduktiver Aktivität steht.

Ein anderer Auswuchs des Schönheitsstrebens zeigt sich in der sogenannten "Schönheitschirurgie". Schon Anfang der 70er Jahre schlug Cavior (zit. in Berscheid & Walster, 1974) vor, plastische Chirurgie als Alternative bzw. Ergänzung zu Psychotherapie bei fehlender Attraktivität und Selbstbewußtsein von Frauen in Erwägung zu ziehen. Er vertrat die Meinung, daß Probleme in zwischenmenschlichen Beziehungen, einhergehend mit Einsamkeit und Depressionen, häufig die Konsequenzen fehlender physischer Attraktivität seien. Entsprechend dieser Logik könne man einer unattraktiven jungen Frau, die darunter leidet, daß sie allein ist und keinen Partner findet, schneller und billiger mit einer Schönheitsoperation als mit einer aufwendigen psychotherapeutischen Behandlung helfen (!). In Westdeutschland lassen sich inzwischen jedes Jahr ungefähr 100.000 Menschen "schönheitsoperieren" (Drolshagen, 1990), der überwiegende Anteil (ca. 80 %) sind Frauen. "Da werden schlappe Augenpartien aufgepeppt, Falten ausgepolstert, Stirne oder ganze Gesichter 'geliftet', Hälse, Oberarme, Schenkel, Bäuche, Gesäße und Brüste gestrafft und gerafft, hängendes Fett abgesaugt" (Paulsen, 1991, S. 42). Ob diese weitgreifenden Eingriffe in den eigenen Körper lohnen und inwieweit die auch von Schönheitschirurgen vertretene Behauptung, eine kosmetische Operation könne ein mangelndes Selbstwertgefühl stabilisieren (Mühlbauer, 1990) zutrifft, ist aus psychologischer Sicht meines Wissens bisher noch nicht hinreichend systematisch erforscht worden.

8.5 Instrumentelles (maskulines) und expressives (feminines) Selbstkonzept als moderierende Variable in der Bedeutung physischer Attraktivität

Seit den 70er Jahren ist zunehmend die Bedeutung eines instrumentellen (maskulinen) bzw. expressiven (femininen) Selbstkonzeptes als moderierende Variable vieler Geschlechtsunterschiede ermittelt worden (vgl. Sieverding & Alfermann, 1992). Instrumentalität und Expressivität (gemessen in der Regel über den Personal Attributes Questionnaire (PAQ) von Spence & Helmreich, 1978 oder den Bem Sex Role Inventory (BSRI) von Bem, 1974)

können als die Essenzen der Persönlichkeitseigenschaften angesehen werden, die traditionell als "typisch" männlich bzw. weiblich gelten.⁶

Häufig werden - anhand einer Mediandichotomisierung auf den beiden Hauptskalen des PAQ bzw. BSRI - vier Persönlichkeitstypen unterschieden: androgyne, feminine, maskuline und undifferenzierte. Androgyne Individuen sind solche, die sich als überdurchschnittlich expressiv und instrumentell beschreiben. Für verschiedene psychologische Variablen (z. B. Karriereorientierung, globales Selbstwertgefühl) konnte gezeigt werden, daß globale Geschlechtsunterschiede "verschwinden", wenn die Instrumentalität - Expressivität im Selbstkonzept kontrolliert wurde. So könnte auch die Bedeutung, die eine Person der physischen Attraktivität beimißt, weniger von ihrem biologischen Geschlecht, sondern eher von ihrer Instrumentalität - Expressivität im Selbstkonzept beeinflußt werden.

Tatsächlich fanden Andersen und Bem (1981) in einer modifizierten Replikation eines Experiments von Snyder, Tanke und Berscheid (1977), daß geschlechtstypisierte Personen (d.h. maskuline Männer, feminine Frauen) für die (angebliche) Schönheit einer unbekanntenen Person, mit der sie telefonierten, empfänglicher waren als androgyne Personen. Die geschlechtstypisierten Probanden reagierten auf (angeblich) attraktive Gesprächspartner eindeutig positiver als auf (angeblich) unattraktive Gesprächspartner, sie waren lebhafter und engagierter und zeigten ein größeres Interesse an ihrem Gesprächspartner. Dagegen waren bei den androgynen Probanden keine Unterschiede im Gesprächsverhalten in Abhängigkeit von der (angeblichen) Attraktivität des Gesprächspartners festzustellen. Die Autorinnen interpretieren diese Ergebnisse als Unterstützung von Bems (1981) Geschlechterschema-Theorie, wonach geschlechtstypisierte Personen eher dazu neigen, Informationen in Abhängigkeit von geschlechtsbezogenen Kategorien aufzunehmen und zu ordnen als androgyne und nichttypisierte Personen.

In einer Nachfolgestudie überprüften Jackson, Sullivan und Hymes (1987) die These, daß geschlechtstypisierte Personen nicht nur stärker auf die physische Attraktivität anderer Personen reagieren, sondern auch auf das eigene Aussehen größeren Wert legen als nicht-geschlechtstypisierte Personen. Der von ihnen benutzte Fragebogen erfaßte die Wichtigkeit von physischen Attributen anhand der beiden Dimensionen Figur (physique) und Gesicht (facial appearance). Die Hypothese konnte nur teilweise bestä-

⁶ Zu den Instrumentalitätsskalen gehören Items wie "aktiv", "selbstsicher" oder "leicht Entscheidungen fallend", zu den Expressivitätsskalen Items wie "freundlich", "gefühlbetont" oder "sanft".

tigt werden. Traditionell geschlechtstypisierte Frauen waren nicht unzufriedener mit ihrer Figur; im Gegenteil hatten maskuline Frauen, die sich selbst zu groß fanden, den größten Änderungswunsch. Dagegen waren feminine und undifferenzierte Frauen unzufriedener mit ihrem Gesicht als androgyne Frauen. Effekte der Geschlechtstypisierung im Selbstkonzept konnten nur bei den weiblichen Befragten festgestellt werden, die insgesamt im Vergleich zu den männlichen Befragten unzufriedener mit ihrem Aussehen waren. Der biologische Geschlechtsunterschied schien also eine größere Rolle zu spielen als die Geschlechtstypisierung im Selbstkonzept.

Downs (1990) wollte ebenfalls überprüfen, wie geschlechtstypische Persönlichkeitscharakteristika mit Selbst- oder Fremdeinschätzungen der physischen Attraktivität zusammenhängen. Sie fand, daß maskuline Männer wie Frauen ihre eigene Attraktivität höher einschätzen als androgyne, feminine oder undifferenzierte Personen. Zusammenhänge zwischen der Selbstbeschreibung mit geschlechtstypischen Persönlichkeitseigenschaften und fremdeingeschätzter Attraktivität waren jedoch bei Frauen überhaupt nicht zu finden, bei Männern nur in minimalem Ausmaß (maskuline Männer wurden vergleichsweise als etwas attraktiver beurteilt). Da die M-Skala des Personal Attributes Questionnaire in hohem Maße mit dem globalen Selbstwertgefühl korreliert (Whitley, 1983), ist anzunehmen, daß die höheren Attraktivitäts-Selbsteinschätzungen nichts mit der Maskulinität oder Femininität einer Person zu tun haben, sondern schlicht auf ein höheres Selbstwertgefühl zurückzuführen sind (vgl. auch Gurman & Balban, 1990).

Die Instrumentalität bzw. Expressivität im Selbstkonzept scheint jedoch bei der Beziehung zum eigenen Körper eine Rolle zu spielen. Androgyne und maskuline Frauen äußerten sich zufriedener mit ihrem Körper und ihrem allgemeinen Äußeren als feminine und undifferenzierte Personen (Kimlicka, Cross & Tarnai, 1983). Auch Alfermann (1991) fand, daß Instrumentalität bei Männern und Frauen mit einem positiven Körper-selbstkonzept assoziiert ist. Maskuline und androgyne Personen fanden sich selbst attraktiver und trieben mehr Sport als feminine und undifferenzierte Personen. Weiterhin scheinen androgyne und maskuline Frauen eher dagegen gefeit zu sein, schwerwiegende Eßstörungen zu entwickeln als feminine oder undifferenzierte Frauen (Habermas, 1990; Striegel-Moore et al., 1986).

Die bisher vorliegenden Befunde lassen noch keinen eindeutigen Zusammenhang zwischen Instrumentalität und Expressivität (bzw. Geschlechtstypisierung) im Selbstkonzept und der Bedeutung physischer Attraktivität erkennen (s. dazu auch Niketta, 1989). Da die Selbstbeschrei-

bung mit instrumentellen und expressiven Persönlichkeitseigenschaften kaum mit anderen Maßen der Geschlechtsrolle (v.a. Einstellungs- und Verhaltensmaßen) korreliert (vgl. Archer, 1989), ist dieses Ergebnis auch nicht weiter erstaunlich. Wenn nach moderierenden Variablen gesucht werden soll, die über das biologische Geschlecht hinausführen, sind möglicherweise Einstellungen zur Geschlechtsrolle oder tatsächliches Rollenverhalten aufschlußreicher. So fand Birnbaum (1975) beispielsweise, daß Hausfrauen sich weniger attraktiv fühlten als berufstätige Frauen. Personen, die traditionelle Geschlechtsrollenerwartungen akzeptieren, legen möglicherweise in der Beurteilung anderer Personen mehr Wert auf das Äußere (vor allem weiblicher Stimuluspersonen) als Personen, die traditionellen Geschlechtsrollenerwartungen ablehnend gegenüberstehen. Dies fand beispielsweise Touhey (1979) mit einer sogenannten Macho-Skala. Bei Probanden mit hohen Werten auf dieser Skala hing die Attraktion zu einer unbekanntem Person in erster Linie mit deren Aussehen zusammen, Probanden mit niedrigen Werten dagegen legten mehr Wert auf biographische Angaben. Eine weitere Forschungsrichtung untersuchte (mit widersprüchlichen Ergebnissen), inwiefern Frauen, die als Feministinnen bezeichnet wurden, schlechtere Attraktivitätsschätzungen erhielten als nichtfeministische Frauen (Banziger & Hooker, 1979; Beaman & Klentz, 1983; Goldberg, Gottesdiener & Abramson, 1975; Klentz, Beaman, Mapelli & Ullrich, 1988).

8.6 Ausblick

Wie der Literaturüberblick gezeigt hat, liegt eine Vielzahl von Untersuchungen vor, die die Variable Geschlecht im Zusammenhang mit physischer Attraktivität erforscht haben. Zusammenfassend kann festgehalten werden, daß die physische Attraktivität bei der Evaluation von Frauen nach wie vor eine größere Rolle spielt, insbesondere beim Prozeß der Attraktion und Partnerwahl. Das weibliche Schönheitsideal erscheint rigider und normierter: Vor allem die Forderung nach Jugend und Schlankheit ist in dieser Weise beim männlichen Schönheitsideal nicht zu finden. Über die Ursache/n für die in den letzten Jahrzehnten stattgefundene Verdünnung des weiblichen Schönheitsideals in Richtung einer "röhrenförmigen" Figur fehlen bisher überzeugende Erklärungen. Der größere gesellschaftliche Druck auf Frauen, schön sein zu müssen, bleibt nicht ohne Konsequenzen. Frauen sind deutlich mehr besorgt um ihr Äußeres als Männer, sie nehmen im allgemeinen ihren Körper bewußter wahr, und sie verwenden mehr Zeit und

Energie darauf, ihr Äußeres zu beeinflussen. Bei nicht wenigen Frauen kommt es dabei zu einer pathologischen Überanpassung an Schönheitsideale, wobei in den letzten Jahrzehnten insbesondere Eßstörungen zugenommen haben. Noch nicht völlig geklärt sind die Ursachen für die größere Bedeutung des schönen Aussehens bei Frauen. Hier konkurrieren soziokulturelle und soziobiologische Erklärungsmodelle. Auch der Einfluß moderierender Variablen wie z. B. die Instrumentalität und Expressivität im Selbstkonzept, Einstellungen zur Geschlechtsrolle oder tatsächliches Rollenverhalten ist noch nicht endgültig zu beurteilen. Zur Beantwortung dieser Fragen wären systematische weiterführende Forschungsarbeiten wünschenswert.

Die meisten Studien verwandten (College-) Studierende als Probanden, es gibt kaum Studien mit anderen Altersgruppen. Insbesondere die Rolle der physischen Attraktivität im Alter ist noch zu wenig erforscht. Es ist beispielsweise zu vermuten, daß die Abnahme der physischen Attraktivität mit zunehmendem Alter für Frauen belastender ist als für Männer (Rodin et al., 1985). Noch zu wenig ist bekannt, welche Rolle die physische Attraktivität in fortgeschrittenen Stadien zwischenmenschlicher Beziehungen und Partnerschaften spielt.

Kritisch anzumerken ist auch, daß zu viele Studien sich ausschließlich auf Ergebnisse von Einstellungsfragebögen stützen. Feingold (1990) fordert deshalb mehr Feldstudien sowie unstrukturierte Interviews. Aufgrund der Ergebnisse von Sprecher (1989) und Feingold (1990), die auf eine Diskrepanz zwischen *tatsächlicher* Bedeutung und *wahrgenommener* Bedeutung der physischen Attraktivität hinweisen, müßten Effekte der Geschlechtsstereotypisierung sowie der sozialen Erwünschtheit besser kontrolliert werden. Werden beispielsweise Frauen, die zugeben, daß ihnen schönes Aussehen bei einem Mann wichtig ist, stärker verurteilt als Männer?

Der allgemeine gesellschaftliche Bias, daß schönes Aussehen für Frauen charakteristischer und wichtiger ist als für Männer, spiegelt sich nicht zuletzt in der psychologischen Forschungssituation wider: Es überwiegen solche Studien, in denen das Aussehen weiblicher Stimuluspersonen von männlichen Probanden beurteilt werden sollte.

Literatur

- Adams, G. R. (1977). Physical attractiveness research. *Human Development*, 20, 217-239.
- Alfermann, D. (1991). *Geschlechtsrollenidentität und Selbstkonzept. Vier Studien zu den EPAQ-Skalen.* (Vortrag auf der Tagung der Fachgruppe Sozialpsychologie, Mannheim, Juni 1991). Unveröff. Manuskript.
- Andersen, S. M. & Bem, S. L. (1981). Sex typing and androgyny in dyadic interaction: Individual differences in responsiveness to physical attractiveness. *Journal of Personality and Social Psychology*, 41, 74-86.
- Archer, J. (1989). The relationship between gender-role measures: A review. *British Journal of Social Psychology*, 28, 173-184.
- Banziger, G. & Hooker, L. (1979). The effects of attitudes toward feminism and perceived feminism on physical attractiveness ratings. *Sex Roles*, 5, 437-442.
- Bar-Tal, D. & Saxe, L. (1976). Physical attractiveness and its relationship to sex-role stereotyping. *Sex Roles*, 2, 123-133.
- Beaman, A. L. & Klentz, B. (1983). A meta-analysis of the supposed physical attractiveness bias against supporters of the women's movement. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 9, 544-550.
- Bem, S. L. (1974). The measurement of psychological androgyny. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 42, 155-162.
- Bem, S. L. (1981). Gender schema theory: A cognitive account of sex typing. *Psychological Review*, 88, 354-364.
- Berghaus, M. (1986). *Partnersuche - angezeigt.* Zur Soziologie privater Beziehungen. Frankfurt/M.: Ullstein.
- Berman, P. W., O'Nan, B. A. & Floyd, W. (1981). The double standard of aging and the social situation: Judgments of attractiveness of the middle-aged woman. *Sex Roles*, 7, 87-96.
- Berscheid, E. (1985). Interpersonal attraction. In G. Lindzey & E. Aronson (Eds.), *Handbook of Social Psychology, Vol. II* (pp. 413-484). New York: Random House.
- Berscheid, E., Dion, K. K., Walster, E. & Walster, G. W. (1971). Physical attractiveness and dating choice: A test of the matching hypothesis. *Journal of Experimental Social Psychology*, 7, 173-189.
- Berscheid, E. & Walster, E. H. (1974). Physical attractiveness. In L. Berkowitz (Ed.), *Advances in experimental social psychology, Vol. 7* (pp. 157-215). New York: Academic Press.
- Birnbaum, J. A. (1975). Life patterns and self-esteem in gifted family oriented and career committed women. In M. T. S. Mednick, S. S. Tangri & L. W. Hoffman (Eds.), *Women and achievement* (pp. 396-419). New York: Wiley.
- Blumstein, P. W. & Schwartz, P. (1983). *American couples: Money, work and sex.* New York: Morrow.
- Bongers, D. (1986). Das Körper selbstbild von Männern. In E. Brähler (Hrsg.), *Körpererleben* (S. 137-146). Berlin: Springer.
- Bönner, K. H. (Hrsg.) (1983). *Die Geschlechterrolle.* München: Nymphenburger Verlagshandlung.
- Brehm, S. S. (1985). *Intimate relationships.* New York: Random House.

- Broverman, I. K., Vogel, S. R., Broverman, D. M., Clarkson, F. E. & Rosenkrantz, P.S. (1972). Sex-role stereotypes: A current appraisal. *Journal of Social Issues*, 28, 59-78.
- Bull, R. & Rumsey, N. (1988). *The social psychology of facial appearance*. New York: Springer.
- Buss, D. M. (1989). Sex differences in human mate preferences: Evolutionary hypotheses tested in 37 cultures. *Behavioral and Brain Sciences*, 12, 1-49.
- Buss, D. M. & Barnes, M. (1986). Preferences in human mate selection. *Journal of Personality and Social Psychology*, 50, 559-570.
- Carnap v., G. (1986). Frau ist schön und Mann ist stark. Jugend-Ideale 1986. *Psychologie Heute*, 13, Heft 8, 52-57.
- Cohn, L. D., Adler, N. E., Irwin, C. E., Millstein, S. G., Kegeles, S. M. & Stone, G. (1987). Body-figure preferences in male and female adolescents. *Journal of Abnormal Psychology*, 96, 276-279.
- Davies, E. & Furnham, A. (1986). Body satisfaction in adolescent girls. *British Journal of Medical Psychology*, 59, 279-287.
- Davis, S. (1990). Men as success objects and women as sex objects: A study of personal advertisements. *Sex Roles*, 23, 43-50.
- Deaux, K. & Lewis, L. L. (1984). Structure of gender stereotypes: Interrelationships among components and gender label. *Journal of Personality and Social Psychology*, 46, 991-1004.
- Deaux, K. & Major, B. (1987). Putting gender into context: An interactive model of gender-related behavior. *Psychological Review*, 93, 369-389.
- Deutsch, F. M., Zalenski, C. M. & Clark, M. E. (1986). Is there a double standard of aging? *Journal of Applied Social Psychology*, 16, 771-785.
- Downs, A. C. (1990). Physical attractiveness, sex-typed characteristics, and gender: Are beauty and masculinity linked? *Perceptual and Motor Skills*, 71, 451-458.
- Drolshagen, E. D. (1990). Der maßgeschneiderte Körper. *Psychologie Heute*, 17, Heft 6, 32-35.
- Erikson, E. H. (1968). *Identity. Youth and crisis*. New York: Norton.
- Fallon, A. E. & Rozin, P. (1985). Sex differences in perceptions of desirable body shape. *Journal of Abnormal Psychology*, 94, 102-105.
- Feingold, A. (1990). Gender differences in effects of physical attractiveness on romantic attraction: A comparison across five research paradigms. *Journal of Personality and Social Psychology*, 59, 981-993.
- Ford, C. S. & Beach, F. A. (1952). *Patterns of sexual behavior*. New York: Ace Books.
- Franzoi, S. L. & Herzog, M. W. (1987). Judging physical attractiveness: What body aspects do we use? *Personality and Social Psychology Bulletin*, 13, 19-33.
- Franzoi, S. L., Kessenich, J. J. & Sugrue, P. A. (1989). Gender differences in the experience of body awareness: An experiential sampling study. *Sex Roles*, 21, 499-515.
- Franzoi, S. L. & Shields, S. A. (1984). The body esteem scale: Multidimensional structure and sex differences in a college population. *Journal of Personality Assessment*, 48, 173-178.
- Freeman, H. R. (1987). Structure and content of gender stereotypes: Effects of somatic appearance and trait information. *Psychology of Women Quarterly*, 11, 59-68.
- Garner, D. M., Garfinkel, P. E., Schwartz, D. & Thompson, M. (1980). Cultural expectations of thinness in women. *Psychological Reports*, 47, 483-491.

- Goffman, E. (1952). On cooling the mark out: Some aspects of adaptation to failure. *Psychiatry*, 15, 451-463.
- Goldberg, P. A., Gottesdiener, M. & Abrahamson, P. R. (1975). Another put-down of women? Perceived attractiveness as a function of support for the feminist movement. *Journal of Personality and Social Psychology*, 32, 113-115.
- Gurman, E. B. & Balban, M. (1990). Self evaluation of physical attractiveness as a function of self-esteem and defensiveness. *Journal of Social Behavior and Personality*, 5, 575-580.
- Habermas, T. (1990). Die geschlechtstypischen Real- und Idealselbstbilder von bulimischen Patientinnen und Nicht-Patientinnen. *Zeitschrift für Klinische Psychologie*, 19, 50-60.
- Hassebrauck, M. (1990). Wer sucht wen? Eine inhaltsanalytische Untersuchung von Heirats- und Bekanntschaftsanzeigen. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 21, 101-112.
- Hatfield, E. & Sprecher, S. (1986). *Mirror, mirror. The importance of looks in everyday life*. Albany: State University of New York Press.
- Henss, R. (1987). Zur Beurteilerübereinstimmung bei der Einschätzung der physischen Attraktivität junger und alter Menschen. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 18, 118-130.
- Henss, R. (1991). Perceiving age and attractiveness in facial photographs. *Journal of Applied Social Psychology*, 21, 933-946.
- Jackson, L. A., Sullivan, L. A. & Hymes, J. S. (1987). Gender, gender role, and physical appearance. *Journal of Psychology*, 121, 51-56.
- Kimlicka, T., Cross, H. & Tarnai, J. (1983). A comparison of androgynous, feminine, masculine, and undifferentiated women on self-esteem, body satisfaction, and sexual satisfaction. *Psychology of Women Quarterly*, 7, 291-294.
- Klantz, B., Beaman, A. L., Mapelli, S. D. & Ullrich, J. R. (1988). Perceived physical attractiveness of supporters and nonsupporters of the women's movement: An attitude-similarity-mediated error. *Personality and Social Psychology Bulletin*, 13, 513-523.
- Krebs, D. & Adinolfi, A. A. (1975). Physical attractiveness, social relations, and personality style. *Journal of Personality and Social Psychology*, 31, 245-253.
- Lerner, R. M. & Karabenick, S. A. (1974). Physical attractiveness, body attitudes and self-concept in late adolescents. *Journal of Youth and Adolescence*, 3, 307-317.
- Lerner, R. M., Karabenick, S. A. & Stuart, J. L. (1973). Relations among physical attractiveness, body attitudes, and self-concept in male and female college students. *Journal of Psychology*, 85, 119-129.
- Macbrayer, C. T. (1960). Differences in perception of the opposite sex by males and females. *Journal of Social Psychology*, 52, 309-314.
- Marsh, H. W. (1989). Age and sex effects in multiple dimensions of self-concept: Preadolescence to early adulthood. *Journal of Educational Psychology*, 85, 417-430.
- Mathes, E. W. (1975). The effects of physical attractiveness and anxiety on heterosexual attraction over a series of five encounters. *Journal of Marriage and the Family*, 37, 769-773.
- Mathes, E. W. & Kahn, A. (1975). Physical attractiveness, happiness, neuroticism, and self-esteem. *Journal of Psychology*, 90, 27-30.
- Mathes, E. W., Brennan, S. M., Haugen, P. M. & Rice, H. B. (1985). Ratings of physical attractiveness as a function of age. *Journal of Social Psychology*, 125, 157-168.
- Mazur, A. (1986). U.S. trends in feminine beauty and overadaptation. *Journal of Sex Research*, 22, 281-303.

- Mikula, G. & Stroebe, W. (1991). Theorien und Determinanten der zwischenmenschlichen Anziehung. In M. Amelang, H.-J. Ahrens & H. W. Bierhoff (Hrsg.), *Attraktion und Liebe. Brennpunkte der Persönlichkeitsforschung, Band 3* (S. 61-104). Göttingen: Hogrefe.
- Miller, A. G. (1970). Role of physical attractiveness in impression formation. *Psychonomic Science*, 19, 241-243.
- Miller, L. C., Murphy, R. & Buss, A. H. (1981). Consciousness of body: Private and public. *Journal of Personality and Social Psychology*, 41, 397-406.
- Moss, Z. (1970). It hurts to be alive and obsolete, or the aging woman. In R. Morgan (Ed.), *Sisterhood is powerful* (pp. 188-194). New York: Vintage.
- Mrazek, J. (1984). Die Verkörperung des Selbst. *Psychologie Heute*, 11, Heft 2, 50-58.
- Mühlbauer, W. (1990). Die Menschen wollen lieber unauffällig als strahlend schön sein. *Psychologie Heute*, 17, Heft 6, 26-31.
- Murstein, B. I. (1972). Physical attractiveness and marital choice. *Journal of Personality and Social Psychology*, 22, 8-12.
- Murstein, B. I. & Christy, P. (1976). Physical attractiveness and marital adjustment. *Journal of Personality and Social Psychology*, 34, 537-542.
- Niketta, R. (1989). Das eigene Geschlecht mit den Augen des anderen Geschlechts sehen: Gibt es bei Attraktivitätsschätzungen geschlechtsspezifische Unterschiede? *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 20, 103-110.
- Palmore, E. (1971). Attitudes towards aging shown by humor. *Gerontologist*, 3, 181-186.
- Parsons, T. & Bales, R. F. (1955). *Family. Socialization and interaction process*. London: Routledge & Kegan.
- Paulsen, S. (1991). Leiden für den schönen Schein. *Geo-Wissen* (Altern und Jugendwahn), 41-51.
- Peplau, L. A. & Gordon, S. L. (1985). Women and men in love: Gender differences in close heterosexual relationships. In V. E. O'Leary, R. K. Unger & B. S. Wallston (Eds.), *Women, gender, and social psychology* (pp. 257-291). Hillsdale, N.J.: Erlbaum.
- Pfister, G. & Voigt, D. (1982). Geschlechtsstereotype im Systemvergleich. Eine Analyse von Heiratsanzeigen. In D. Voigt & M. Messing (Hrsg.), *Beiträge zur Deutschlandforschung I* (S. 238-285). Bochum: Brockmeyer.
- Rodin, J., Silberstein, L. R. & Striegel-Moore, R. H. (1985). Women and weight: A normative discontent. In T. B. Sonderegger (Ed.), *Nebraska symposium on motivation, Vol. 32. Psychology and gender* (pp. 267-307). Lincoln: University of Nebraska Press.
- Rosenberg, F. & Simmons, R. (1975). Sex differences in the self-concept in adolescence. *Sex Roles*, 1, 147-159.
- Rosenkrantz, P., Vogel, S., Bee, H., Broverman, I. & Broverman, D. M. (1968). Sex-role stereotypes and self-concepts in college students. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 32, 287-295.
- Schmerl, C. (1984). *Das Frauen- und Mädchenbild in den Medien*. Opladen: Leske & Budrich.
- Schmidt, H.-D. & Maaß, F. U. (1989). Soziobiologische Ideen bei Arthur Schopenhauer. *Zeitschrift für Psychologie*, 197, 341-350.
- Secord, P. F. & Jourard, S. M. (1953). The appraisal of body-cathexis: Body-cathexis and the self. *Journal of Consulting Psychology*, 17, 343-347.
- Sieverding, M. (1988). Attraktion und Partnerwahl: Geschlechtsrollenstereotype bei der Partnerwahl. *Report Psychologie*, 7, 9-14.

- Sieverding, M. & Alfermann, D. (1992). Instrumentelles (maskulines) und expressives (feminines) Selbstkonzept: ihre Bedeutung für die Geschlechtsrollenforschung. *Zeitschrift für Sozialpsychologie*, 23, 6-15.
- Sigall, H. & Landy, D. (1973). Radiating beauty: The effects of having a physically attractive partner on person perception. *Journal of Personality and Social Psychology*, 28, 218-224.
- Simmons, R. G. & Rosenberg, F. (1975). Sex, sex roles, and self-image. *Journal of Youth and Adolescence*, 4, 229-258.
- Smith, J. E., Waldorf, V. A. & Trembath, D. L. (1990). "Single white male looking for thin, very attractive ...". *Sex Roles*, 23, 675-685.
- Snyder, M., Tanke, E. D. & Berscheid, E. (1977). Social perception and interpersonal behavior: On the self-fulfilling nature of social stereotypes. *Journal of Personality and Social Psychology*, 35, 656-666.
- Sontag, S. (1979). The double standard of aging. In J. Williams (Ed.), *Psychology of women* (pp. 462-478). New York: Academic Press.
- Spence, J. T. & Helmreich, R. L. (1978). *Masculinity and femininity. Their psychological dimensions, correlates, and antecedents*. Austin: University of Texas Press.
- Sprecher, S. (1989). The importance to males and females of physical attractiveness, earning potential, and expressiveness in initial attraction. *Sex Roles*, 21, 591-607.
- Strauß, B. & Appelt, H. (1986). Erfahrungen mit einem Fragebogen zum Körpererleben. In E. Brähler (Hrsg.), *Körpererleben* (S. 220-231). Berlin: Springer.
- Striegel-Moore, R. H., Silberstein, L. R. & Rodin, J. (1986). Toward an understanding of risk factors for bulimia. *American Psychologist*, 41, 246-263.
- Stroebe, W., Insko, C. A., Thompson, V. D. & Layton, B. D. (1971). Effects of physical attractiveness, attitude similarity, and sex on various aspects of interpersonal attraction. *Journal of Personality and Social Psychology*, 18, 79-91.
- Symons, D. (1979). *The evolution of human sexuality*. New York: Oxford University Press.
- Touhey, J. C. (1979). Sex-role stereotyping and individual differences in liking the physically attractive. *Social Psychology Quarterly*, 42, 285-289.
- Vagt, G., Engelstädter, T., Schröder, N. & Veltrup, C. (1985). Einflüsse der Schulzugehörigkeit und des Geschlechts auf die Einstellung zu Aussehensfragen. *Psychologische Beiträge*, 27, 277-282.
- Vail, J. P. & Staudt, V. M. (1950). Attitudes of college students toward marriage and related problems: I. Dating and mate selection. *Journal of Psychology*, 30, 171-182.
- Vaughan, S., Stabler, J. & Clance, P. (1981). Children's monetary evaluations of body parts as a function of sex, race and school grade. *Journal of Psychology*, 107, 203-209.
- Vaughn, B. E. & Langlois, J. H. (1983). Physical attractiveness as a correlate of peer status and social competence in preschool children. *Developmental Psychology*, 19, 561-567.
- Verwoerd, A., Pfeiffer, E. & Wang, H. S. (1969). Sexual behavior in senescence: Changes in sexual activity and interest of aging men and women. *Journal of Geriatric Psychiatry*, 2, 163-180.
- Wallston, B. S. & O'Leary, V. (1981). Sex makes a difference. Differential perceptions of women and men. In L. Wheeler (Ed.), *Review of Personality and Social Psychology*, Vol. 2 (pp. 9 - 41). Beverly Hills: Sage.
- Walster, E., Aronson, V., Abrahams, D. & Rottman, L. (1966). Importance of physical attractiveness in dating behavior. *Journal of Personality and Social Psychology*, 4, 508-516.

-
- Whitley, B. E. (1983). Sex-role orientation and self-esteem: A critical meta-analytic review. *Journal of Personality and Social Psychology*, 44, 765-778.
- Williams, J. E. & Best, D. L. (1990). *Measuring sex stereotypes. A multinational Study*. Newbury Park: Sage.